



# Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina  
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralconferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

13. Jahrgang.

Blumenau, im September 1920.

Nr. 9.

## Von der Wirklichkeit des Glaubens.

Matth. 11, 23. Wahrlich, ich sage euch: Wer zu diesem Berge spräche: Hebe dich und wirf dich ins Meer, und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, daß es geschehen wird, was er sagt, so wird's ihm geschehen, was er sagt.

Jetzt wissen wir wieder, was Glauben ist. Wohl haben wir es alle in der Schule gelernt: Er ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht und nicht zweifeln an dem, das man nicht sieht. Aber mancher hat doch gemeint: Glaube ist Selbsttäuschung, eine Einbildung, hinter der nicht Wirkliches steht. Und wurde solcher Meinung entgegengehalten: alle großen Männer der Weltgeschichte haben ihr Werk im Glauben getan, so war die Antwort ein Achselzucken. Es fehlte das große Erlebnis, das im Herzen der Menschen den Glauben mit Naturgewalt weckt und weite Kreise von seiner Wirklichkeit überzeugt.

Da kam der Krieg. Da glaubten wir an Deutschlands Sieg. Uns ward nicht bange, als der Feinde immer mehr wurden. Ja, je mehr der Schwierigkeiten dem geglaubten Erfolg sich entgegenstellten, je mehr straffte sich der Glaube in uns empor. Warum? Weil in uns unerschütterlich die Gewißheit stand: die gerechte Sache kann nicht unterliegen, sie muß über alle und sei's auch turmhohen Schwierigkeiten triumphieren. Und darum glauben wir auch heute an das Wiedererstehen der deutschen Macht, ja jetzt bezweifeln wir es nicht mehr: zum Wiedererstehen Deutschlands gehört der Glaube selber hinzu. Ohne seine Kraft ist die große, schwere Arbeit nicht zu leisten.

Solchen Glauben gilt es ins Einzelleben einzufügen. Der Glaube an Deutschlands Wiedergeburt ist nichts anderes als religiöser Glaube überhaupt. Es ist der Glaube an einen Sinn der Welt und damit an die göttliche Weltregierung. Mit solchem Glauben lassen sich alle Hindernisse, die das Leben vor uns aufstürmt, überwinden. Du stehst mit Sorgen überschüttet? Der Glaube sagt dir, daß nach allen Dunkelheiten das Licht wieder anbricht, und gibt dir die Kraft auszuharren. Du könntest unter den Anfeindungen der Menschen zusammenbrechen? Haß und Mißtrauen werfen immer von neuem Gräben zwischen dir und ihnen auf? Der Glaube weist aufs Gute in ihrer Brust und schenkt dir die Geduld, daß du es unablässig mit ihnen versuchst. Du möchtest an dir selber verzweifeln? Der Glaube redet von Gottes Erbarmen und stärkt dir den Mut, täglich frisch anzufangen. Willst du's nicht mit dem Glauben versuchen?

Ohne Glauben kann Deutschland nicht wieder aufgerichtet werden, ohne Glauben kannst du die Hindernisse in deinem Leben nicht überwinden. Töricht, wer Gott nicht um Glauben bitten wollte.

R.

## Sonderbare Heilige.

Indien nennt man sehr häufig das Wunderland. Mit vollem Rechte trägt es diesen Namen, aber nicht etwa wegen seiner bezaubernden landschaftlichen Reize, auch nicht wegen der großartigen Tempelbauten, vor denen der europäische und amerikanische Besucher voll Staunen und Bewunderung steht. Was Indien zum Wunderlande macht, das sind die Menschen, welche die mit Palmen gesäumte Halbinsel bewohnen. Einen der interessantesten und aus dem bunten Völkergemisch ziemlich markant hervorstechenden Typen bezeichnet man in Indien mit Sanskrit oder Heilige. Weil diese Männer — Frauen können nicht Heilige werden. Sie sind nach den heiligen Schriften der Indier minderwertige Geschöpfe. Erst wenn sie später einmal als Männer zur Welt kommen, steht ihnen der Weg zu diesem Ideal offen. — nichts oder nicht viel mit der Heiligkeit im evangelisch-biblischen Sinne gemein haben, sondern auf den christlichen Westländern vielmehr den Eindruck von abnormen Menschen machen, können wir sie mit „Sonderbare Heilige“ bezeichnen. Lassen wir einmal einige dieser Gestalten an uns vorüberziehen.

Ein Mann, mit grobem braunen Sacktuch dürftig gekleidet, wandert bedächtig durch die Straßen. Allerlei Zeichen aus heiligem Ruhm zieren Stirn und Oberkörper. In der einen Hand trägt er einen Topf, in den er von guten Menschen sein Essen empfängt, und ein Trinkwassergefäß, das ihm Labfal bietet auf der sonnigen Landstraße. In der anderen Hand hält er einen Stab, auf dem er seinen abgemagerten Körper stützt. Haupthaar und Bart sind lang gewachsen und ungepflegt. Seit dem Tage, an dem er Heiliger wurde, berührte ihn kein Schwert mehr. Die Folge davon ist, daß sein Haar- und Bartwald zu einem recht belebten Tummelplatz von unzähligen Tierchen wird. Obgleich sie den Heiligen zwickeln und zwaden, tut er ihnen doch kein Leid an. Seine Heiligkeit zeigt sich gerade auch darin, daß er kein Leben bewußt zerstört. Auf Grund der Lehre von der Seelenwanderung, die tief im indischen Denken sitzt, ist ihm das Leben einer Wanze oder einer Filzlaus ebenso heilig wie das Leben eines Menschen. Außerdem betrachtet er diese Tierchen als seine Gehilfen auf dem Wege zur vollkommenen Heiligkeit. Er durchzieht das Land vom Süden bis zum höchsten Norden und berührt dabei alle berühmten Tempelstätten. Die weitesten Strecken werden zu Fuß zurückgelegt, denn er besitzt kein Geld und trägt auch kein Verlangen danach. Es gibt sogar solche, die den Weg von einem Heiligtum zum anderen mit dem Körper messen und ihren Leib dabei blutig schlagen. Eines Tages bricht er unter den Strapazen und Entbehrungen im Schatten eines heiligen Feigenbaumes oder an der Pforte eines Tempels todmüde zusammen und haucht sein Leben aus.

Was trieb ihn zu dieser sonderbaren Lebensführung? Nichts anderes als das heiße Verlangen nach innerer Glückseligkeit. Und er ist fest überzeugt, daß dieser Zustand nur dann eintritt, wenn die Sünde getilgt, die Macht der sinnlichen Triebe



gebrochen und das Band, welches ihn mit der materiellen Welt verbindet, so weit als überhaupt möglich gelockert ist. Ein Leben in der ewigen Welt des Geistes gewährt nach der Auffassung des Heiligen einzig und allein Glückseligkeit.

Wir stehen leicht in Gefahr, einen solchen Heiligen für einen Idioten zu erklären oder mindestens für einen Menschen zu halten, in dessen Gehirnmachinery eine Schraube loser geworden ist. Gewiß, unserem Denken erscheinen diese Leute als sonderbare Heilige. Aber es steckt in ihnen ein hoher Idealismus, der in einer Zeit, wo größter Materialismus Trumpf ist, eine gewisse Hochachtung verdient. Zweifelloso gelangt man auf diesem Wege eher zur Glückseligkeit als wenn man sie sucht in den materiellen Genüssen dieser Welt.

Sehr oft verhüllt aber das braune Gewand des umherziehenden Heiligen einen ganz raffinierten Schwindler und äußerst geriebenen Geldmacher. Treten diese Leute in Gruppen auf, dann darf man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es scheinheilige Gauner sind. Sie geben vor, mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet zu sein. Tatsächlich besitzen sie auch staunenerregende Fähigkeiten, die sie in einer Geheimschule durch langjährige Übung sich erworben haben. Bei ihrem Hokus-Pokus, vor dem der Uneingeweihte beinahe erstarrt vor Entsetzen, handelt es sich vielfach nur um Kniffe und eine fabelhafte Gliedmaßenfertigkeit. Die Geheimschule verraten sie nie, und würde man ihnen für die Enthüllung gleich blinkendes Gold bieten. In diesem Punkte können sie schweigen wie ein Grab. Ein Ausplaudern hätte den Verlust des Ansehens und des Verdienstes zur Folge.

Manchen Kunststücken liegt sogar ganz gemeiner Betrug zu Grunde. Dafür nur ein Beispiel. Als ich noch Neuling in Indien war und ohne Argwohn die Menschen betrachtete, besuchten mich eines Morgens einige dieser sonderbaren Heiligen. Durch kräftiges dreistimmiges Husten machten sie sich vor dem Hause bemerkbar. Ich trat heraus und fragte sie nach ihrem Begehre. „In Ihrem Garten haufen giftige Schlangen. Sie schweben in großer Lebensgefahr. Wir möchten aber Ihr teures Leben erhalten, denn Sie sind ein Segen für unser Volk und Land.“ Mit solchen und noch vielen ähnlichen Komplimenten und Phrasen überschütteten sie mich förmlich. Diese Worte ließen mich aber kühl. Aus reiner Neugierde willigte ich in ihr Vorhaben ein, die Schlangen herauszulockern und zu fangen. Bald saßen die drei Gauner mit übergeschlagenen Beinen auf dem Boden, zogen Flöten aus ihrem Gewande hervor und schlugen weiche, liebliche Töne in den Garten hinein. Ich stand in größter Spannung daneben und harpte der Dinge, die geschehen sollten. Es raschelte im Gebüsch, die gelben Kriecher kamen zum Vorschein und schlängeln sich den Flötenspielern zu. Ehrfürchtig stellen sie sich vor den Heiligen auf, machen die Köpfe breit und zeigen ihre Brillen. Ich trat einige Schritte zurück aus Furcht, denn es waren ja Brillenschlagen, deren Bisse in den weitaus meisten Fällen den raschen Tod zur Folge haben. Die Heiligen strecken die Hände nach den Schlangen aus, spielen sogar mit ihnen und stecken sie darauf in einen Korb, den sie mitgebracht hatten. „Sie sind gerettet, Sie sind gerettet; wir hatten recht!“ So sprachen sie wie aus einem Munde. Das Ereignis nahm meine Gedanken gefangen. Fragen stellen konnte ich in diesem Augenblicke nicht. Mit tiefgefühltem Dank und einem Geldstück entließ ich sie. Sie wünschten mir alles Gute und verbeugten sich.

Gegen Abend kam mein Sprachlehrer, ein kluger Brahmane. Ich erzählte ihm das wunderbare Erlebnis vom Morgen und bat ihn um Aufklärung. Lächelnd meinte er: „die Sache ist sehr einfach; die Schlangen, welche die Gauner aus dem Garten herausgelockt haben, ließen sie gestern Nacht hineinkriechen. Es sind Tiere, denen das Gift entnommen wurde. Die Schlangen lieben zarte, weiche Töne. Mit ein wenig Dressur bringt man sie soweit, daß sie willenlos gehorchen.“ Das Rätsel war also gelöst, und die sonderbaren Heiligen als Schwindler entpuppt. Trotzdem weite Kreise im indischen Volke diese heiligen Kerle durchschaut haben, wagt es niemand, ihnen das schwindlerische Handwerk zu legen. Furcht vor Rache hält sie zurück. Selbst der Gebildete vermutet in den Heiligen unheimliche Kräfte, mit denen sie Feinde restlos zu Grunde richten können. Daher forwärt es, daß diese Gauner bis auf den heutigen Tag ihr Spiel treiben und das Volk aussaugen dürfen. Gewinnen die zuerst geschilderten Heiligen einem Hochachtung ab, gegenüber den scheinheiligen Gaunern empfindet man tiefen Abscheu und Ekel. Es wäre im Interesse des indischen Volkes zu wünschen, daß der Jüngste von ihnen etwa 100 Jahre alt wäre.

E. Hahn.

## Demokratie und Kirche.

Aus dem „Evang.-Kirchlichen Anzeiger“ von Berlin.

(Fortsetzung.)

Es ist eine grausame Enttäuschung, die den Schwärmern für das schöne Wort Demokratie durch die entsetzlichen Erfahrungen dieser Zeit bereitet wird. Sie haben immer auf unsere Nachbarn im Westen, auf Franzosen, Engländer und Amerikaner als auf solche Völker hingewiesen, bei denen das demokratische Prinzip verwirklicht und das Volk selbst zum Herren seiner Geschichte gemacht worden sei. Und jetzt, wo es sich zeigt, daß in Deutschland mit diesem demokratischen Prinzip nur alles zerstört, aber nichts geschaffen werden kann, sind sie nicht einmal mehr in der Lage, sich auf jene westlichen Demokratien zu berufen, wo es doch mit dem demokratischen Prinzip sehr gut gehe. Denn zu deutlich liegt es jetzt am Tage, daß für jene Völker die politische Theorie von der politischen Praxis gänzlich verschieden ist, daß in Wahrheit bei ihnen von Volksherrschaft gar nicht die Rede sein kann, daß sie sich unter der Regierung selbstherrlicher Oligarchien durchaus wohlfühlen, und daß die demokratische Phrase nichts als ein ideelles Beruhigungsmittel ist, das ihnen über die Allgewalt der tatsächlichen Verhältnisse hinweghilft. Es gehört zu der natürlichen Anlage jener Völker, daß ihnen der Zwiespalt zwischen Sein und Schein, zwischen Ideal und Wirklichkeit keinen Kummer bereitet. Sie bewegen sich gleichzeitig mit Meisterschaft in höchsttönenden idealen Redensarten und sehen dabei im praktischen Leben ausschließlich auf den selbstischen Nutzen und den geschäftlichen Vorteil. Bei dem Deutschen ist es anders. Er verliert sich selbst, wenn bei ihm nicht das Innere und das Äußere mit einander in Uebereinstimmung stehen. Er meint es ernst mit der Sache, weil er es ernst mit sich meint. Ergreift er eine Theorie, so muß ihm diese Theorie auch zur Beherrscherin der Praxis werden. Darum muß das abstrakte Mehrheitsprinzip der modernen Demokratie, das dem Gefüge der genannten Staaten keinen großen Schaden tun kann, weil es dort eine oberflächliche Demokratie bleibt, sobald es von der deutschen Gründlichkeit übernommen wird, sich in seiner ganzen Gefährlichkeit offenbaren.

Deutschland, das Land der Mitte, die Heimat des Lebens aus der Innerlichkeit heraus, ist von der Vorsehung dazu anzuersuchen, daß alle in der christlichen Kulturwelt auftauchenden Probleme auf seinem Boden zum Austrag gebracht wurden. Es ist nicht das erste Mal, daß sein äußerer Bestand über einen solchen Prinzipienkampf in die Brüche gegangen ist. Immer aber hat schließlich der Umstand, daß der deutsche Geist den Schlüssel zur Lösung der schwersten Probleme aus der Tiefe seines Innern unter unsäglichen Kämpfen hat hervorholen müssen, ihm nur verstärkte Spannkraft und neue Lebensfrische gebracht. Wenn jetzt der deutsche Volksgeist zum Kampfe mit dem zerstörenden Idol einer falsch verstandenen Demokratie aufgerufen worden ist, zu einem Kampfe, der ihm zunächst seinen bisherigen staatlichen Bestand gekostet hat, so dürfen wir hoffen, daß er nach bitterem, tödlichem Ringen über dieses Idol Herr werden und für die Menschheit den wahren Begriff der Demokratie verwirklichen werde, den sie unbewußt sucht, wenn sie jenem Idol anhängt. Was es mit diesem wahren Begriff der Demokratie auf sich hat, darüber seien uns demnächst einige Bemerkungen verstatet.

### II.

#### Die Bedeutung des demokratischen Prinzips.

Demokratie heißt Volksherrschaft. Dadurch wird nach dem einfachen Wortlaut eine solche Gemeinschaft bezeichnet, in der das Volk sich selbst beherrscht. Nun wird niemand leugnen können, daß in diesem Ausdruck ein Ideal der sittlichen Vollendung ausgesprochen ist. Der Mensch, der sich selbst beherrscht, ist in Wahrheit erst recht Mensch. Alle Erziehung geht darauf aus, den Menschen instand zu setzen, daß er sich überwinden und rein aus seiner inneren Selbstbestimmung das Gesetz seines Handelns schöpft. Nicht minder gilt es von dem Volke, daß es nach eigenen Gesetzen der Art seines Geistes gemäß sein Leben zu führen berufen ist, ungestört durch Eingriffe von außen.

Es ist der Gedanke der Freiheit, der hier in seiner umfassenden Macht hervortritt. Aber wenn zunächst die Freiheit wie ein Ideal erscheint, dem man nachstrachten muß, weil es noch nicht erreicht ist, so genügt etwas Nachdenken dazu, um uns klar zu machen, daß die Freiheit nicht bloß das Ideal, sondern vielmehr auch das Wesen der Menschennatur selbst ist,



und daß alles Streben nach Freiheit das wesentliche Freisein bereits voraussetzt. Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wäre er in Ketten geboren. Hätte unser Geschlecht diese große Wahrheit ernstlicher festgehalten und den menschlichen Fortschritt auf dem Wege der Vollendung der sittlichen Persönlichkeit statt auf dem der Vermehrung des materiellen Wohlstandes gesucht, dann wären uns die Schrecken erspart geblieben, die von dem Sklaven ausgehen, wenn er die Kette bricht. Ihm mangelt die Freiheit, weil ihm die Selbstbeherrschung fehlt und er ein Knecht seiner Willkür, seiner Triebe und Leidenschaften ist. Freiheit ist Gebundensein an die Vernunft, an eine allgemeine Wahrheit, an ein bleibendes Gesetz; und der Mensch ist darum seinem Wesen nach frei, weil er ein vernünftiges Geschöpf, ein denkendes Wesen ist und das Bewußtsein eines Sollens, die Unterscheidung zwischen richtig und unrichtig, zwischen wahr und falsch, zwischen gut und böse in sich trägt. Sein Leben aber ist kein ruhender Zustand, sondern eine unablässige geistige Bewegung. So wie er anfängt, kann er nicht bleiben. Die Welt um ihn her fordert ihn beständig heraus, daß er sich selbst und seine Freiheit behaupte. Mit der bloßen Anlage zur Freiheit fängt er an, und die Aufgabe seines ganzen Lebens besteht darin, diese seine Anlage zur Wirklichkeit zu machen, sich zur sittlichen Persönlichkeit zu entwickeln und als solche zu bewahren. Er wird unablässig durch die Welt, in der er lebt, dazu erzogen und von allen Seiten dazu angetrieben, sich an das zu halten, was vernünftige Ordnung und erprobte Wahrheit ist im Gegensatz zu der Gedankenlosigkeit und Zufälligkeit der persönlichen Einfälle. Die freie Persönlichkeit wird frei, indem sie sich an allgemeingültige Grundsätze bindet, die sie zum Fundament des eigenen inneren Lebens macht, und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Von hier aus ist das Verständnis dafür zu gewinnen, was es heißt, daß ein Volk sich selbst beherrscht: es gehorcht den Gesetzen, die es sich selbst gewählt oder gegeben hat, die es freiwillig und mit dem Bewußtsein ihrer Berechtigung und inneren Vernünftigkeit anerkennt, und denen es gehorcht, weil es die Gesetze der eigenen Volksgemeinschaft sind. Darin besteht in Wahrheit die Freiheit des Volkes, und dann kann man sagen, daß es sich selbst regiert, wenn es mit willigem und freudigem Geiste den Ordnungen dient und den Gesetzen gehorcht, in denen sich der besondere Charakter gerade dieses Volkes und seiner eigentümlichen Stellung innerhalb der gesamten Völkerwelt ausspricht. Und es ist kein Zufall, daß gerade auf dem Boden des alten Griechenlandes, wo zuerst das Individuum sich der ihm innewohnenden geistigen Freiheit denkend bewußt wurde, der Begriff der Demokratie seine erste Ausbildung fand, und zwar in dem von uns angegebenen Sinne, das sich das Volk selbst zu beherrschen, d. h. in dem Geiste der Gesetze seines Gemeinwesens zu leben habe. Auf die Frage des Vaters nach der besten Weise, seinen Sohn sittlich zu erziehen, antwortet der Grieche: wenn du ihn zum Bürger eines Gemeinwesens mit guten Gesetzen machst.

So ergibt sich nun, daß mit dem Worte Demokratie gar nicht bloß eine bestimmte einzelne Verfassungsart, sondern ein Prinzip bezeichnet wird, das im Volksleben sich in sehr verschiedenen Formen ausgestalten kann, das aber mit dem Begriffe des Staates unlösbar verbunden ist. Denn was den Staat von jeder anderen menschlichen Gemeinschaftsform unterscheidet, das ist gerade die vollkommene Selbständigkeit, mit der er in sich geschlossen dasteht als ein Gebilde, das sich ganz allein selbst seine Gesetze gibt und durch keine Gesetzgebung von außen beschränkt wird. Ein Volk ist frei nur, wenn es ein staatliches Dasein hat; denn nur dann regiert es wahrhaft sich selbst und wird von keiner fremden, außer seiner Gemeinschaft liegenden Macht beherrscht. Die neuere Gesellschaftswissenschaft, die nach dem Muster der Soziologen in Frankreich, England und Amerika den Staat unter dem Gesichtspunkt naturgesetzmäßiger Entwicklung betrachtet, kann diesem eigentümlichen und unterscheidenden Charakter des Staates, daß in ihm die Freiheit zur vollkommenen äußerlichen Erscheinung gebracht wird, natürlich nicht gerecht werden, weshalb es nicht zu verwundern ist, daß gerade von dort aus die verkehrtesten Auffassungen von Demokratie verbreitet worden sind. Ein jedes Volk, das frei sich selber lebt nach eigenem Gesetz, ist als solches sein eigener Herr, ganz gleich, wie die besondere Form seiner Verfassung aussehen möge. Ein solches Volk aber kann nur bestehen als ein Staat; und so gehört der Begriff Staat und der Begriff Demokratie untrennbar zusammen.

Das ist in eigentümlicher Weise zum Ausdruck gebracht worden durch die naturrechtliche Lehre von der Volkssou-

veränität. Sie besagt, daß immer und unbedingt das Volk souverän sei und daß jede Verfassung, sie sei monarchisch, aristokratisch oder demokratisch, ihre Entstehung und ihren Bestand dem Willen des souveränen Volkes verdanke, das sich eben diese Verfassung als die ihm genehme ausgesucht habe, sie als solche dauernd gelten lasse, aber auch jederzeit berechtigt sei, sie abzuschaffen und durch eine andere zu ersetzen.

Die handgreifliche Verkehrtheit dieser Theorie besteht darin, daß sie erstens die Entstehung des Staates als einen Akt der freien Wahl der Menschen, die Verfassung als ein künstliches Machwerk zufälliger Wahl ansieht und daß sie zweitens von einem Volke redet unter Abscheu von seiner Gliederung in Regierende und Regierte. Ohne solche Gliederung gibt es kein Volk, sondern nur einen Haufen, und gerade der ist sicherlich nicht souverän und imstande, einen Staat zu gründen. Ein Volk ist immer schon eine organisierte Gemeinschaft, die ihre Verfassung in sich trägt, und die Regierungsorgane gehören selbstverständlich mit zu dem Volk. Sieht man aber von diesen handgreiflichen Unrichtigkeiten ab, so bezeugt die Theorie von der Volkssouveränität offenbar, daß es ganz unmöglich ist, von einem Staate zu sprechen, in dem es an einem einheitlichen Volkswillen fehlen könnte, an dem durch die Volksgemeinschaft als Ganzes hindurchgehenden und sie belebenden Willen, daß der Staat in seiner selbständigen Macht nach innen und außen als der Staat dieses Volkes erhalten bleibe. In diesem Sinne ist das Volk in jedem Falle der Träger und Bürge für das Leben des Staates, und so kann es einen Staat ohne demokratisches Prinzip überhaupt nicht geben.

Freilich ist sogleich hinzuzufügen, daß genau dasselbe für die Begriffe der Aristokratie und der Monarchie gilt. Immer müssen die Einsichtigen und Sachverständigen innerhalb des Staates die leitenden Stellungen innehaben und für den Gang der Verwaltung und der Staatsgeschäfte maßgebend sein; d. h. es geht nicht ohne Aristokratie ab. Und immer muß eine letzte entscheidende Stelle vorhanden sein, die allen Staatshandlungen zur Gültigkeit verhilft und alle auseinanderstrebenden Meinungen durch ihren Ausspruch zur Einheit bringt; d. h. es geht nicht ohne einen Monarchen ab. Die Staaten unterscheiden sich demnach nur dadurch, welches dieser drei Prinzipien bei ihnen am deutlichsten herausgearbeitet ist; fehlen kann keines. Was sich von einander ausschließt, das sind nicht die Prinzipien der Demokratie, Aristokratie und Monarchie, sondern es sind die einseitig und darum schädlich ausgebildeten Verfassungsformen, bei denen nur eins jener Prinzipien äußerlich zur Geltung kommt; also die Oligokratie oder die Herrschaft der Mehrheit, die heute regelmäßig mit der Demokratie verwechselt wird, die Oligarchie und der Despotismus.

(Fortsetzung folgt.)

## Masuren.

Die letzte deutsche Post brachte unter vielem anderen die ersten genauen Nachrichten über die Abstimmung in Ostpreußen. Dort mußte im Regierungsbezirk Allenstein, das heißt im südlichen Teile von Ostpreußen, auf Grund des Versailler Friedens abgestimmt werden, ob dies Land zu Ostpreußen oder zu Polen gehören sollte.

Die Bewohner des größten Teils jener Gegenden werden gewöhnlich Masuren genannt. Sie sind ein Zweig des polnischen Stammes, reden einen Dialekt der polnischen Sprache, der freilich sehr stark mit deutschen Worten durchsetzt ist, und sind zumeist, wie auch der größte Teil der unvermischten Polen, hellblond und blauäugig. Sie gelten im übrigen Ostpreußen als fröhliche, manchmal sogar leichtgemiute Menschen, die trotz harter Arbeit auf ihren wenig fruchtbaren Feldern nicht so leicht verzagen, im übrigen als vorzügliche Soldaten. Viele Geschichten über ihren Hang zu Scherz und Spott gehen im Schwange, so erzählt man in Ostpreußen, daß ein masurischer Bauer, der mit dem Gendarm, einem Polizeibeamten, in Streit lebte, diesen zum Verwechseln ähnlich in Holz geschnitten auf seinem Hausdache als Wetterfahne anbrachte. Der entrüstete Gendarm beschwerte sich, und der Bauer erklärte dem Landrat: „Jao, Herrke, dao hett he maol nids to sogge, un möt säd drelle, wie öd wöll!“ (Ja, Herr, da hat er einmal nichts zu sagen und muß sich drehen, wie ich will.)

Diese Masuren sind evangelisch, während in den Kreisen Allenstein und Rößel, die zum Ermland gehören, der katholische Glaube vorherrscht. Dementsprechend ist das Ergebnis der Abstimmung geworden. Im Kreise Oletzko, dessen Bevölkerung fast



ausnahmslos aus Masuren besteht und unter sich polnisch spricht, wenn sie auch deutsch versteht, sind für Deutschland 28 649 Stimmen abgegeben worden und nur 2 für Polen! — Im Allensteiner Bezirk aber, wo sehr viel weniger Menschen mit polnischer Muttersprache wohnen, haben 4423 Personen für Polen gestimmt, allerdings auch 30 444 für Deutschland!

Das beweist zweierlei. Zunächst einmal, daß in Deutschland die anderssprachigen Untertanen nicht gedrückt worden sind. Haben doch in allen Volksschulen Kinder mit polnischer Muttersprache zuerst den Unterricht in polnischer Sprache, erst auf der Mittelsstufe in deutscher gehabt, wurde doch Religionsunterricht für die Kleinen immer in der Muttersprache erteilt! Die evangelischen Masuren, ebenso die Litauer, haben sich nie beschwert, daß man sie zurückgesetzt habe, — nur wo fremde Aufseher tätig waren, im Elb- und in Posen und Oberschlesien kamen Reibereien vor.

Zum zweiten aber beweist diese Abstimmung, welchen Einfluß der Glaube auf das Denken der Menschen hat. Es gibt heute so unendlich viele Menschen, die die Religion für abgetan und veraltet erklären möchten, die sie aus den bestimmenden Einflüssen wenigstens „für gebildete Menschen“ ausschließen möchten. Und doch beweist sie heute noch ihre völkerbestimmende Kraft. Wären die Masuren nicht so gut evangelisch, die Abstimmung hätte ein ganz anderes Ergebnis gehabt, und aus gut evangelischen Männern werden sich auch die Führer finden, die dem deutschen Volke wieder emporhelfen. N.

### Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

**Hammonia.** Zum Abschied des Herrn Pfarrer Dr. Mindinger fand in Hammonia ein Gemeindeabend statt, über dessen Verlauf dem „Christenboten“ folgender Bericht zuzuging:

So reich und bunt wie der gefüllte Blumenkorb auf dem Ehrentisch war der Strauß vielseitiger Darbietungen des Abends, ein ehrendes Zeugnis für das geistige und geistliche Leben der Gemeinde. Die gemischten Chöre von Hammonia (Dirigent Herr S. Hermann), und vom Raphael (Dirigent Herr C. Nidel) und der als Tenorist bekannte Herr W. Hoppe auf dem Harmonium begleitet von Frä. Clara Hoppe, sangen geistlich gerichtete Lieder von Abschied, Heimatsehnsucht und Wiedersehen. Die vereinigten Männerchöre von Neuberlin und Taquaras (Dirigent Herr S. Berthold) ließen das „Deutsche Lied“ und den „Abschied vom Walde“ (Wer hat dich, du schöner Wald) kraftvoll ertönen. Harmonium und Geige (Frau Direktor Deefe und Herr Mähinger), Flöte und Geige (Herr Berthold und Frä. Auguste Marmein), Sologesang mit eigenhändiger Zitherbegleitung von Herrn Hermann, das Württembergerlied von einem Mädchenchor aus Neuberlin, „Im schönsten Wiesengrunde“ von Schülern von Hammonia unter Leitung des früheren Lehrers und vortrefflichen Gesangsmeisters Herrn A. Müller — das waren die musikalischen Leistungen.

Die dramatische Kunst stellte sich ein und gab in „Strandgut“ in dem vorzüglichen Spiel von Herrn S. Bier, L. Nischbieter, F. Ribicki und Frä. Domning ein erschütterndes Stück von Menschenmitleid. Abschiedsgebichte, selbstverfaßte oder von hiesigen Dichtern trugen vor: Herr Christian Bleich, Alex. Sievers, Frä. Thekla Hergert, Ilse Deefe. Die Schülerinnen Milda Enke und Maria Schelle deklamierten „Die Hoffnung“ und „Andreas Hofer“. Die Turner brachten dem Freunde der Jugend und des Turnens ihre Huldigung und den Abschiedsgruß dar mit drei prächtig gesellten Marmorgruppen. Nach dem „Württemberglied“ erhob sich impulsiv Herr Dr. Mindinger zu einer Zwischenrede: Das Lied stellte ihm die schwäbische Heimat lockend vor Augen, mit ihren Bergen und Burgen, wie Hohenstaufen, Lichtenstein und Weibertreu, mit Städten und Klöstern, mit den Buchenwäldern der Alb und den dunklen Tannen des Schwarzwalds, aber ach, einen Schatz habe seine Heimat verloren, das gepriesene und besungene Kleinod, daß der Fürst sein Haupt jedem Untertan in den Schoß legen konnte. Im allgemeinen deutschen Zusammenbruch sei auch die Schwabentreue gebrochen worden. Wir aber wollen dem Fürsten von Württemberg, dem Landesbischof der Mutterkirche, die uns soviel Gutes erwies, König Wilhelm II., dem Herzog von Schwaben, ein treues und dankbares Gedenken bewahren und in dreifachem Heilruf bezeugen. — Ueber Mitternacht war es als der harmonisch verlaufene Gemeindeabend sein Ende fand und gar viele noch stundenweite Wege in dunkler Nacht zu machen hatten, bis sie nach Hause kamen.

Bei dieser Gelegenheit hielt Herr Eberspächer, der Vorsitzende der Gemeinde, folgende Rede:

Sehr geehrter Herr Doktor!

Als Vorsitzender der Kirchengemeinde Hammonia obliegt mir heute die Pflicht, Ihnen, sehr geehrter Herr Doktor, im Namen aller Mitglieder für Ihre jahre- ja jahrzehntelange aufopfernde Tätigkeit als Pfarrer und Schulsinspektor in dieser Kolonie öffentlich den allerherzlichsten Dank auszusprechen. Sind es nun doch fast 20 Jahre, daß Sie sich diesem für die hiesigen Bewohner so wichtigen Werke gewidmet haben. Wir alle wissen, welche schwierigen und entbehrungsvollen Verhältnissen Sie die Grundlage für die Sache der evangelischen Kirche und für die Jugendziehung hier gelegt haben, wo von Einkünften kaum die Rede sein konnte, reichten sie doch damals nicht einmal für einen höchst bescheidenen Lebensunterhalt aus. Wohl mancher junge Mann oder junge Frau unter uns würde heute weder lesen, noch schreiben, noch rechnen können, wie es vielfach unter den Kolonisten der alten Koloniebezirke gewesen ist, wenn Sie sich nicht gleich am Anfang der hiesigen Kolonisation um die Schule bekümmert hätten. Wir anerkennen heute von ganzem Herzen Ihre lobenswerten Bemühungen und schätzen das Pflichtgefühl, mit dem Sie stets Ihr Amt bei jeder Bitterung, ja selbst bei Unwohlsein ausgefüllt haben. Sie haben damit ein ehrendes Zeugnis Ihres Pflichtbewußtseins vor Gott und der Gemeinde abgelegt. Wir anerkennen auch die veröhnende Art und Weise, mit der Sie manchen Kirchen- oder Schulkstreit beseitigt haben. Kaum ein anderer Pfarrer kann auf eine so lange Tätigkeit in dieser Gegend zurückblicken, die wie wir wohl wissen, Ihnen zur zweiten Heimat geworden ist. Unser Kirchenwesen hat durch Ihre nie ermüdende Tätigkeit feste Formen angenommen und wir werden stets in erster Reihe Ihnen zu danken haben, wenn daselbe, wie wir uns der Hoffnung hingeben, einer weiteren gedeihlichen Entwicklung entgegengeht. Wir alle wünschen Ihnen, sehr geehrter Herr Doktor, viel Glück auf Ihrem weiteren Lebensweg und bitten Sie, Ihr wohlwollendes Interesse auch fernerhin unserer Gemeinde zu bewahren. Zum Ausdruck des Dankes und als Erinnerung überreiche ich Ihnen im Namen der Mitglieder der Kirchengemeinde Hammonia ein Schreibzeug, das wie wir hoffen, Ihnen Freude machen wird. Und nun erlaube ich die Anwesenden, sich zu Ehren des Herrn Dr. Mindinger und in Würdigung seiner jahrelangen Tätigkeit von ihren Sigen zu erheben.

Im Verlaufe des Abends hielt Herr Eberspächer dann noch folgende Rede:

Werte Gemeindemitglieder!

Wie Ihnen allen bekannt sein dürfte, hat Herr Dr. Mindinger stets sehr bescheidene Ansprüche an die Gemeinde gestellt und hat außerdem immer dafür gesorgt, daß Mittel von außen kamen, um den Mitgliedern sowohl in Kirchen- als Schulsachen nicht zu große Lasten aufzuerlegen. Solche Beihilfen werden nun in Zukunft durch die leidigen Verhältnisse, die Krieg mit sich gebracht hat, in Wegfall kommen, es werden also die Einnahmen kleiner, während auf der anderen Seite die unbedingt nötigen Aufwendungen größer werden. Dadurch wird in Zukunft, wie es auch schon jetzt der Fall ist, eine größere Gefebredigkeit vonseiten der Mitglieder verlangt werden müssen, wenn es nicht möglich sein sollte, die der Kirchengemeinde noch fern stehenden Personen, evangelischen Glaubens, auch zum Beitritt zu bewegen. Die Kirchengemeinde ist nicht für wenige Personen geschaffen, nein, sie soll ein alle Familien evangelischen Glaubens umfassendes Band darstellen und kein Familienvater sollte es sich nehmen lassen, dieser Gemeinde anzugehören und mitzuhelfen, seinen Anteil der Kosten zu tragen, der natürlich bei einer großen Anzahl von Mitgliedern kleiner ist, als wenn es nur wenigen Personen überlassen bleibt, die nötigen Gelder aufzubringen. Wohl hört man des öfteren die Meinung, daß es auch ohne Pfarrer, also auch ohne Religion ginge. Das kann aber — erlauben Sie mir, dies zu sagen — nur die Meinung von solchen Personen sein, die sich mit der Religionsfrage noch nie ernsthaft beschäftigt haben, oder den Wert der Religion nicht zu schätzen wissen oder schätzen wollen; denn was aus der Menschheit wird, wenn sie sich von der Religion losragt, das sehen wir heute am besten an den Zuständen im alten Europa und ganz besonders leider in Deutschland. An Stelle der Zucht, Ordnung, Arbeitsfreudigkeit und des Pflichtgefühls treten Sittenlosigkeit, Unordnung, Genuß- und Selbstsucht. Die Bande der Ehe werden gelockert und die Jugend wächst, dem schlechten Beispiel folgend, ebenfalls sittenlos und ohne Pflichtgefühl auf, und als natürliche Folge kommt die Unzufriedenheit aller Klassen, denn Zufriedenheit kann nur bei geordneten Verhältnissen herrschen. Wie



der Mensch Nahrung braucht, um seine Körperkraft zu erhalten, so muß er auch für Auffrischung seines Geistes sorgen, wenn er nicht auf eine ganz niedrige Geistesstufe herabsinken will. Der Mensch muß von Zeit zu Zeit aus seinem alltäglichen Leben mit seinen größeren oder kleineren Sorgen herausgehoben werden und dazu braucht man, besonders in ländlichen Bezirken, die nicht die Mannigfaltigkeit, den fortwährenden Wechsel und die Gelegenheit zur Ausbildung wie in den Städten bieten, eines geistigen Führers, und ich glaube mit Recht sagen zu dürfen, daß dazu keine andere Person besser geeignet ist, als ein erfahrener, tatvoller Pfarrer. Das was er natürlich in erster Linie zu verkünden hat, sind die Lehren des Evangeliums — der Religion —, die ohne Zweifel den besten Fingerzeig bieten, wie wir unser Leben zu unserem eigenen Heil und dem der anderen führen sollen; aber leider werden diese Lehren sehr oft nicht beherzigt, ja, ich möchte beinahe sagen, daß viele es nicht der Mühe wert halten, sich mit solchen Sachen ernsthaft zu beschäftigen. Auch bei unserer konfirmierten Jugend möchten wir wünschen, daß die Lehren der Konfirmation noch ernster aufgefaßt und treuer befolgt werden, anstatt daß sie, wie es manchmal der Fall ist, sich sofort nach der Konfirmation dem Tanzsaal zuwendet und danach nur noch den Wunsch hat, alle Vergnügungen mitzumachen. Ja, der Tanzvergüngen kann es nie genug geben, diese finden stets rege Beteiligung und dazu ist auch immer wieder Geld vorhanden. Wenn wir Vorstände der Ueberzeugung wären, daß wir eine wertlose, nichtsagende Sache vertreten, die den Gemeindemitgliedern nur Geld kostet, so würden wir sicherlich nichts damit zu tun haben wollen, aber da wir die Religion als eine Heilsnotwendigkeit betrachten, die nicht bloß zur Vollziehung von geistlichen Handlungen für Taufen, Konfirmationen, Hochzeiten oder Beerdigungen, sondern auch für die innere moralische Befestigung der Menschen und zum friedlichen Zusammenleben aller Klassen dient, so halten wir daran fest und können nur wünschen, daß alle unsere Mitglieder nicht nur dem Namen, sondern auch der Gesinnung nach Mitglieder dieser christlichen Gemeinde sind, die es sich nicht nehmen lassen, daß auch ihre Kinder christlich erzogen und beizogen in die Lehren der Religion eingeführt werden. Auf diesen Punkt möchten wir noch ganz besonders hinweisen, denn durch die Entstehung von Regierungsschulen, wo bekanntlich kein Religionsunterricht gegeben wird, tritt die Notwendigkeit ein, daß die Eltern für solchen Unterricht selbst Sorge tragen. Viel Mühe, Arbeit und Geduld hat es unserem seitherigen Pfarrer, Herrn Dr. Alldinger, gekostet, dies Werk bis zur gegenwärtigen Stufe zu bringen. Eine wichtige Aufgabe der Zukunft wird es sein, wie ich schon vorher gezeigt habe, die christliche Gesinnung in der reiferen Jugend zu erhalten, wie es in den Städten durch Jünglings- und Jungfrauenvereine geschieht. Auch andere Aufgaben harren noch der Lösung, möge es uns mit ihrer Hilfe gelingen, dieses wichtige Werk zum Ruh und Frommen aller und zur Ehre Gottes erfolgreich weiterzuführen.

Herrn Dr. Alldingers Antwortrede <sup>folgt</sup> folgenden Wortlaut: <sup>folgt</sup>

Von der Höhe der Wasserscheide gesehen, lag die neue Kolonie da, wie ein noch verschlossenes Buch, von dem nur das Titelblatt bezeichnet war mit dem wohlklingenden, erinnerungsreichen und verheißungsvollen Namen Hansa. „Was wird die Zukunft sein und bringen“, frug das Herz, während der Blick über das flutende, grüne Waldmeer, die Höhen und Täler schweifte?

Nun ist schon Blatt um Blatt aufgeschlagen, Seite um Seite beschrieben, mit der Geschichte von Taquaras und Hammonia, Neubremen und Sellin, Unterer und Oberer Rafael, Neubremen und Neustettin, Indios und Krauel, Scharlach und Gacisz; ein ganz besonderes Blatt ist die wirkliche und doch so romantische Indianergeschichte vom Plate; frische Seiten sind eben begonnen mit Boa Vista, dem neuen Einwandererheim und mit dem Paradies der Viehzüchter, Dona Emma.

Alles dies Land, das von der Punta Felipe der Serra do Mirador oder gar vom Felsenhaupt des „Stolz“ sich noch vollkommener überschauen läßt als von der Coscho-Höhe, ist nun in Hunderten, ja Tausenden von Rechtecken, Quadraten, Drei- oder Vielecken vermessen und mathematisch genau aufgezeichnet in den Kartenblättern als Stadtplatz- und Kolonielose; jedes dieser Lose hat seine Zahlengeschichte von Landpreis und Zinsen, Schulden und Abzahlungen in den Rechnungsbüchern; jedes dieser Lose hat bei der Vielgestaltigkeit unserer Landschaft nicht einen sich eintönig stets wiederholenden,

sondern immer eigenartigen Bau- und Bearbeitungsplan für Haus und Hof, Weide und Pflanzung, der dem Vorbeiwandernden still und doch beredt von den Bewohnern und ihrem Wesen erzählt; ja jedes dieser Lose hat seine eigene Lebens- und Seelengeschichte derer, die darauf wohnen und arbeiten, lieben und leiden, lernen und glauben, wovon der Niederschlag sich findet in den Kirchenbüchern, in den Registern von Taufe und Konfirmation, Trauung und Begräbnis.

Das alte Einwandererhaus wird bald vollends ganz verschwinden, wie schon die erste Hälfte dem neuen Direktionsgebäude Platz gemacht hat. Es hat einst unter seinem langen Schindeldache alle neuen Ankömmlinge gemeinsam beherbergt; es bot die Arbeitsräume für das Karten- und Rechnungswert der Koloniedirektion und nahm gastlich auch Schule, Kirche und Gericht unter sein Dach auf. Auch wenn ein jedes, Person oder Amt, sein eigenes Heim bezogen hat, möchte doch die Erinnerung an das erste gemeinsame Dach nicht verblasen, möge ein Bogen der Gemeinschaft und des Zusammenhalts über die wachsende Menge der Bewohner und Mitglieder sich spannen. Wie andere Zeugen der ersten Zeit verschwunden sind, lange schon der Baumstumpf über den Taquaras, die alte Hütte von Väder Dahr, vor kurzem noch der erste Kirchturm, so nun bald auch das Wahrzeichen der Urzeit, „der Schuppen“ und der Pfarrbegründer, der noch mehr ein „Waldrechter zwischen Klöhen und Stämmen“ war, um einen Ausdruck Luthers zu gebrauchen, als ein Pfarrer mit schwarzem Rock und weißer Binde. Möchte aber alles in Hansa-Hammonia, auch im neuen, stilleren Kleide, so herzlich freundschaftlich bleiben wie in den Tagen, da ich mit meinem lieben Nachbar Adolf Schurt und seinen Söhnen unter einer Decke in einem Rancho schlief, so ehrlich, wie damals als die neu angelegte Sellin-Bitade durch die halboffene Hütte von Artur Müller führte, ohne daß etwas gestohlen wurde, so sicher, daß man bei unverschlossener Türe schlafen kann, wie ich es in all den Jahren tat, so einfach und schlicht, daß man sich nicht geniert, in die Kirche zu kommen auch ohne ~~Waldrechter~~ Stiefel und Spitzenkleid, so familienvertraut, wie heute dieser Familienabend, der mit einer leuchtenden Erinnerung fürs ganze Leben sein wird, für den ich auch allen, die gekommen sind, und die mitgewirkt haben, aufs herzlichste danke. Ich rufe und schließe schon jetzt, wie bei der Abreise: Der Hansa Heil! Sie wachse, blühe und gedeihe; Gott walle es, Amen!

**Timbo.** Im Juli hat wieder für verschiedene Sprengel der Konfirmandenunterricht begonnen und in anderen ein sogenannter Vorunterricht eingesetzt. Da seien die Eltern ersucht, den Beginn des Unterrichts oder Vorunterrichts nicht wie schon oftmals als Unlutz oder Vorwand zu benutzen, um alsbald ihre Kinder aus der Schule zu nehmen. Sie schädigen dadurch ihre Kinder nicht nur in der sonstigen, sondern auch in der religiösen Vorbildung, die ihnen durch die Schule erteilt wird und mit welcher der Konfirmandenunterricht rechnen muß. Es ist bisher nicht geschehen, erscheint aber nach den in Aussicht stehenden Beschlüssen der Gemeindeorgane nicht mehr als ausgeschlossen, daß solche Kinder, weil ungenügend vorbereitet, vom Konfirmandenunterricht zurückgewiesen werden. Natürlich handelt es sich um Kinder, die weniger als 5 Jahre zur Schule gegangen sind.

Ferner ersuche ich die früheren Konfirmanden im Sprengel Timbo, recht bald ihre Konfirmationscheine im Pfarrhause abzuholen. Es sind immer noch mehr als 100 Scheine da. Für den Schein sind 100 Rs. zu zahlen, welche in die Verwaltungskasse fließen.

Endlich bemerke ich zu der Sammeliste am Schluß dieser Nummer, daß bisher je 20 Kg. Reis, Zucker, Schmalz und Sago sowie je 10 Kg. Honig und getrocknete Bananen durch den Arbeitsauschuh in Blumenau an das Waisenhaus abgeschickt worden sind, wofür 235\$000 bezahlt wurden, sodaß noch 80\$000 übrig bleiben. Für diese 80\$000 und die weiterhin einkommenden Gaben sollen später wieder Lebensmittel gesandt werden, wenn nicht vom Waisenhaus der Wunsch geäußert wird, das Geld selbst zu erhalten. Ich habe mich mit dem Waisenhaus in Verbindung gesetzt und hoffe, um den 20. September die Nachricht in Händen zu haben, ob Lebensmittel oder Geld gewünscht werden. Da zurzeit in Deutsch-Oesterreich die Ernte im Gange ist, halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß für einige Monate Lebensmittel drüber billiger zu haben sind, als sie von hier gesandt werden können.

Krause.



## Für den Familientisch.

### Des Gerichtsbauers Mutterschwein.

Von Alfred von Hedenstierna.

(Uebersetzt aus dem Schwedischen.)

(Schluß.)

Zu Himmelfahrt kam er wieder, um zu freien, aber da wurde der Gerichtsbauer ganz verzeuſelt wild und ſagte ihm, er ſollte ſich ſchämen. Diesmal bot er ihm aber keinen Schnaps an.

Karl ſtöhnte und grämte ſich um die Dirn, ſodaß er ganz mager wurde, und er atmete ſo ſchwer, daß man keinen Augenblick vor dem Abſpringen und Zubodenfallen ſeiner Weſtenknöpfe ſicher war. Und Karin, die mit der Magd zuſammenschlief, weinte die ganzen Nächte hindurch wie beſeſſen, daß das ganze Kopfkiffen naß wurde und die Magd aufwachte und glaubte, man hätte ihnen eine Sütte Milch in's Bett gegoffen. Und zwei oder drei Tänze auf dem Maieſte und ſo ein ſechs, ſieben Küſſe Sonnabends abends hinter der Ruſtalltür, das war alles, was verabſolgt wurde.

Aber Gott verzeih mir meinen Schnidſchnad, wir wollten ja, ſoviel ich weiß, von dem Mutterschwein ſprechen. Ja, ſeht, das war ſo. Vor zwei Jahren war die landwirthſchaftliche Ausſtellung in der Stadt geweſen und da war der Gerichtsbauer denn doch blühtoll geworden, weil die Leiſtuh des Kirchenvorſtehers einen Preis und eine blaugelbe Schleife um's Horn bekommen hatte. Und da hatte er den ritterschaftlichen Polizeirichter gefragt, wie er es nur anfangen könnte, daß er auf der nächſten Tierſchau den Preis bekäme. Und da hatte der Kommiſſarius von einer nagelneuen Schweineart geſprochen, die es nur an den Grenzen von Blekingen gäbe. Das ſeien Zuchtſchweine, ſo groß wie kleine Delandſponnys, daß ſie ſich zum Freſſen auf die Kniee legen müßten. Und der Kommiſſarius verſchaffte dem Gerichtsbauer ein Mutterschwein von dieſer Art, und nun, da zu Johannis wieder landwirthſchaftliche Ausſtellung in der Stadt war, hatte das Mutterschwein gerade am zweiten Oſtertage acht Ferkel geworfen, worunter drei ſchwarz und weiß gefleckt, eines ganz ſchwarz und vier weiß waren. Und dieſe wollte der Gerichtsbauer auf die Tierſchau ſchicken und damit den erſten Preis für Schweinezucht gewinnen. Und der alte Gerichtsbauer dachte weiter an nichts, als an ſein Mutterschwein, und ſprach von nichts anderem, als von ſeinen Ferkeln, und des Nachts träumte er ſogar davon und ſtreichelte mit den Händen auf der Decke herum. Und die Gerichtsbäuerin bezog das auf ſich und freute ſich, das könnt Ihr Euch wohl denken, und ſtreichelte ihn wieder und ſagte: „Andreäſchen, Andreäſchen!“ Doch da begann der Alte zu lachen: „Hiß, hiß, hiß!“ und man konnte deutlich erkennen, daß er ſich im Schlafe mit den Schweinen beſchäftigte.

So ein zwei oder drei Tage vor der Tierſchau kam der Gerichtsbauer mit dem Buttermilchkübel in den Schweineſtall — aber da war kein Schwanz mehr.

Der Gerichtsbauer ſtand wie angedonnert, als hätten ſie ihn mit einer Holzart auf den Rücken geſchlagen, er ſprang und lief im Gehege herum und lachte: „Hiß, hiß, hiß!“ Aber die Sau war mit ihrer ganzen Familie verſchwunden, wie ehemals das Geld aus der Sparkaſſe zu Nöbble.

Ungefähr drei Kilometer davon ging Karl aus Applabo und ſuchte Deckweiden, um das Stalldach damit zu decken. Und während er ſo ging und ſuchte, machte es: Uff, uff, uff, uff, uff! Und dazwiſchen quiekte es ein wenig leiſer Dui, oui, ui, i, i... i... i... und da war die ganze Schweinefamilie. Als Karl die kleinen ſüßen Tiere ſah, die am ſelben Orte wie ſeine Karin beheimatet waren, da klopfte ſein Herz ſo, daß es ihm das Uhrglas hätte zerſprengen können und Tränen, ſo groß wie Wintererbfen ſtanden ihm in den Augen. Doch dann überlegte er... und als er einen Augenblick überlegt hatte, lief er nach ſeinem Futterſack und lockte Mutterschwein und Ferkel in den kleinen Schafſtall im Hagen, warf die Tür zu und ſicherte, daß es vom Heuboden wiederhallte. Und dann

holte er den Schweinen Futter, damit ſie ſich anſtändig betrügen und ſtill wären. Und gegen Sonnenuntergang nahm er ein buntes und ein weißes Ferkel, ſteckte ſie in einen Halbscheffelsſack und ging zum Gerichtsbauern.

„Dieſe beiden habe ich in unſerer Ruſtkoppel gefunden. Seht nach, Bauer, ob ſie nicht zu Eurer Familie gehören!“

„Jeſſes, Gott ſegne Dich, Karl! Ja, freilich ſind ſie's. Aber haſt Du die anderen nicht auch geſehen?“ ſagte der alte Gerichtsbauer.

„Nee,“ ſagte der verfluchte Schläuberger, „nee, bloß dieſe beiden.“

„Liebes Herzchen! komm doch mit herein und iß ein bißchen. Karin, Karin, hole Brot und Butter und Käſe und Roggenmehlpfannkuchen und 'n Schnaps“, ſagte der Alte.

Da könnt Ihr Euch wohl denken, daß Karin alles eins, zwei, drei herbeiholte, und als der Alte ſich nach dem Schrank umdrehte, um die Schnapsgläſer herauszunehmen, da benutzte Karl die Gelegenheit und drückte ihr einen Schmaß auf's Mündchen.

Und der Gerichtsbauer trug ſowohl das bunte wie das weiße Ferkel in die Scheune, ſperrte ſie beide in eine Bucht, legte ein Schloß vor die Tür und ſchickte Knechte und Mägde auf die Suche nach den andern ſechs Schweinen. Die kamen erſt mitten in der Nacht wieder und hatten natürlich nicht einmal ein Paar Borſten zum Andenken mitgebracht.

Aber in der Morgendämmerung, als die Bäuerin am Wiebelfenſter ſtand und ſich den Kopf kratzte, kommt Karl aus Applabo mit ſeinem Halbscheffelsſack, und im Sack quiekte es: Dui, oui... ui... ui... i... und er ſetzte drei Ferkel auf den Fußboden nieder.

Der alte Gerichtsbauer wurde ſo froh, ſo froh, daß er mit beiden Beinen zugleich bis an die Decke ſprang, und Karl bekam Kaffe und Kochguter und Zwölflöcherkringel und einen guten Kognat.

Die Knechte und die Mägde zogen wieder aus und bekamen Eſſen mit, aber gegen Abend kamen ſie wieder und ſchwuren, es ſei vergebens, die Schweine zu ſuchen; doch kaum hatten ſie ſich geſetzt, als Karl ſchon mit den drei letzten Ferkeln ankam. Er tat, als ſei er ſehr müde, warf den Sack auf den Rückenfußboden, ſtrich ſich mit dem Wamsärmel über's Geſicht, um ſich den Schweiß abzuwiſchen, und ſagte:

„Hier habt Ihr alle Ferkel, aber die Sau iſt zum Teufel! Die müßt Ihr ſelbſt ſuchen, Onkel!“

Na, da könnt Ihr Euch denken, wie freundlich der Alte redete.

„Lieber, guter Herzenskarl, verlaß mich nicht in der Stunde der Noth! Morgen iſt die Tierſchau, und bekomme ich mein Mutterschwein nicht wieder, ſo tue ich mir ein Leid an, glaube ich.“

„Ja, nun könnt Ihr's fühlen, Alter, wie wir das Herz weh tat, als Ihr mir Karin abſchluget,“ meinte Karl.

Der Gerichtsbauer ſchluckte und würgte und wußte ſich keinen Rat; und hinter der Rüchentür ſtand Karin und biß in ihr Kopftuch, damit niemand ihr Richern hören ſollte, denn Karl hatte ihr natürlich geſagt, wo das Mutterschwein war.

„Lieber Karl, ſei mir nicht böſ!“ ſagte der Alte zuletzt. „Liebes Herz, glaubſt Du, daß Du die Sau lebendig erwiſchen kannſt?“

„Leben und Tod ſteht in der Hand des Herrn, aber wenn Ihr mir Eure Karin verſpricht, will ich es wenigſtens verſuchen.“

„Der Kirchenvorſteher hat ein verzeuſelt ſchönes Mutterschwein,“ ſagte Karin. „Kommt unſere Sau nicht auf die Tierſchau, ſo bekommt er dieſes Jahr wieder den erſten Preis.“

„Das ſoll eine verfluchte Lüge bleiben, und wenn ich die Tür entzwei ſchlagen ſoll!“ ſchrie der Gerichtsbauer und ſchlug mit der Faust auf den Tiſch, daß die Pfannkuchenschüssel tanzte. „Hier iſt meine Hand, Karl! Schaffſt Du mir die Sau vor Sonnenuntergang lebendig wieder, ſo geb' ich Dir die Dirn' und Dreißigtauſend bekommt ſie mit und zwei Federbetten und den graubunten Stier!“



Karl schlug ein und warf Karin einen Blick zu, der ihr so durch den Leib ging, wie eine Heugabel durch eine Hafergarbe. Und damit ging er.

Um die Abendzeit kam er zurück. Er sang und trillerte, hatte sich rasiert und die Kirchenweste angezogen. Das Mutter-schwein brachte er mit und hatte es mit einer Peitschenschnur am linken Hinterfuß angebunden, denn das ist die leichteste Art, Schweine zu treiben, müßt Ihr wissen.

### Das neue Pferd des Herrn Majors.

Meine geehrten Leser mögen einen noch so großen Umfangskreis haben, sie können doch keinen ehrlicheren Kerl, besseren Familienvater oder tüchtigeren Kompaniechef, als den Hauptmann und Ritter des Schwertordens Karl Oskar von Sabelföld kennen. Seine Frau und seine Kinder hielten mehr von ihm, als von irgend einem der anderen Offiziere des Regiments (mit Ausnahme der ältesten Tochter, die heimlich mehr von Leutnant Plommenfeld hielt), und in seiner ganzen Kompanie war nicht ein einziger Mann, der sich im Kriegs-falle den allgemeinen Wirrwarr zu Nutze gemacht und ihm eine Spitzbugel zwischen die Schulterblätter geschickt haben würde.

Eines schönen Tages, als die Post eben gekommen war, ging Karl Oskar von Sabelföld in den Eßsaal, öffnete die Tür nach der Küche und rief der Frau Hauptmann, die dort gerade Brot knetete, zu:

„Stafova, mir ist etwas sehr Freudiges passiert!“

„Ist die Patience aufgegangen, lieber Alter?“

„Schnätschnäts, mehr!“

„Sind wir bei Oberstens zu Mittag gebeten?“

„Noch mehr!“

„Wir ... wir ... haben doch wohl nicht in der Lotterie gewonnen?“ sagte die Frau Hauptmann, der die Beine schon vor Aufregung zitterten.

„Stafova, Du bist Majorin!“

„O, Herr Gott, Oskarchen, ja, das ist so, wie Mama sagte, als Du um mich anhieltest und Papa nichts davon hören wollte. „Sabelföld sitzt auf Brünste und wird mit der Zeit Regimentsoffizier“, sagte sie.

Und die Majorin umarmte ihren Alten, sodaß das Mehl um ihn herum stäubte, den Kindern wurde die Nase gepuht, und sie durften Papa einen Kuß geben und ihm gratulieren; und die Dienstmädchen kniigten und meinten, nun müßten sie wohl „Ihro Gnaden“ sagen.

„Brita und Lise, wir sind alle schwache, sterbliche Menschen, nennt mich nur Frau Majorin!“ sagte Frau von Sabelföld und trocknete sich die Augen mit dem Schürzenzipfel.

Dies geschah Vormittags. Des Nachmittags kam die älteste Schwester des Majors, Fräulein Anastasia Aguilina von Sabelföld, nahm ihren Bruder in den Arm, gab ihm ein paar tüchtige, schallende Küsse auf jede Wange, klopfte ihm mit ihrem grünen Pompadour auf den Rücken, sodaß die Stricknadeln klapperten, weinte und sagte:

„Oskar, Oskar, unsere seligen Vorfahren sehen vom Himmel auf Dich nieder und freuen sich, wie dem Sabelföld'schen Namen Ehre machst! In den letzten neunundfünfzig Jahren ist kein Sabelföld weiter gekommen als bis zum Hauptmann, Pastor oder Hofgerichtsassessor, und Du bist nun Major! Gott segne Dich! Oskar, um Dir zu beweisen, wie sehr diese Ehre Deine alte Schwester Anastasia erfreut, so hast Du hier (nervöses Suchen im Pompadour) zweihundert Mark zu einem Reitpferd.“

Sie hatte kaum geendet, als dem Major die Arme nieder-sanken; sein Gesicht verfinsterte sich und er rief aus:

„Gott helfe mir, ich muß reiten! Daran habe ich noch gar nicht gedacht, liebe Anastasia!“

„Papa wird reiten, Papa wird reiten, hurrah! Da bekommen wir einen Balle!“ riefen die kleinen Sabelfölds und sprangen bis zu den Ofentüren in die Höhe.

„Ich wollte, der Teufel holte die ganze Ernennung, das Reiten wird mein Unglück!“

„Gewiß müßt Du reiten, das müssen alle Majore, und Du kannst ja auch reiten, Oskarchen. Weißt Du nicht mehr, wie Du auf Papas Minka rittest, als Gerichtsbauers Anna Hochzeit machte, und das ist ja kaum vierzig Jahre her“, meinte Tante Anastasia.

Der Major seufzte, dankte seiner Schwester herzlich für die freundliche Gabe, träumte jede Nacht, daß er mit gebroche-

nen Beinen in einem Graben läge, und las of die Gebete eines Reisenden im Gesangbuche laut vor sich hin. Einen Monat darauf reisten der Major und Fräulein Gabriele mit Tante Anastasia zweihundert Mark nach dem Viehmarkte in Kristianstad, um dort ein Reitpferd einzuhandeln. Gabriele sollte mitfahren, um sich die Stadt anzusehen und zugleich aufzu-passen, daß Papa sich nicht ein junges, feuriges Pferd auf-schwahlen ließe, das durch seinen jugendlichen Uebermut der Familie ihre Stütze und dem Regimente seinen dritten Major rauben könnte. (Die Lebensversicherung „Fylgia“ war damals noch nicht in Mode.) Es ist etwas Ungewöhnliches, Damen auf Vieh- und Pferdemarkten zu sehen; nur Zirkusdamen leisten manchmal ihren männlichen Anverwandten dort bei den Ein-käufen Gesellschaft. Daher glaubte auch der junge Baron W., der einen herrlichen Schimmel zu verkaufen hatte, daß der Herr mit der federn Haltung und das schlanke, graziose Fräu-lein an seiner Seite zur Arena gehörten. Er trat mit dem Hute in der Hand näher, lächelte verbindlich und sagte:

„Herr Direktor, hier habe ich etwas außerordentlich Passen-des für Ihr Fräulein Tochter. Dieser Schimmel ist wie für sie geschaffen. Ich darf wohl annehmen, daß Fräulein Schule reiten? Nun ja, der würde sich übrigens auch prächtig im Rampenlichte unter lustigen Gazevolants und rosa Tritoi.“

„Herr, scherzen Sie sich zum Teufel! Glauben Sie, daß Fräulein Eulalie Maria Antoniette Oskara Gabriele von Sa-belföld beim Zirkus ist, Sie Lämmel?“ brüllte der Major.

Nach einem Weilschen traf man ein gutes, genügend hohes, ziemlich mageres, aber ganz manierlich aussehendes schwarzes Pferd, das so fromm und tugendhaft aussah, als hätte es sich zeitklebens in einem Predigerhause aufgeh alten. Der Gaul war zehn Jahre alt und sollte 200 Mark kosten, es war beinahe, als hätte der Verkäufer den Betrag von Tante Anastasia's Gabe gewußte.

Ein Tierarzt wurde zugezogen. Das sind anspruchsvolle Leute. Nie kann es ihnen unser Herrgott mit den Pferden recht machen. Dieser Tierarzt sagte:

„Erstens ist der Gaul nicht zehn, sondern vierzehn Jahre alt, zweitens hat er zwei große Ueberbeine am linken Vorder-fuß, drittens bockt er etwas und viertens ist er sichtlich ein Krippenbeißer. Im übrigen ist er tadellos.“

Das Pferd wurde gekauft, ein Sattel und das sonstige Lederzeug auch, und bald darauf stand Fräulein Eulalie Maria Antoniette Oskara Gabriele von Sabelföld im Stalle von Werling's Hotel und fütterte das Tier den ganzen Abend mit Zuder und Zwiebad.

Am folgenden Morgen ging der Major aus, um sich die Artilleriekaserne zu besuchen, traf dort ein paar alte Kamera-den aus der Kadettenzeit, wurde umarmt, „gehißt“ und schließ-lich zum Austerfrühstück eingeladen.

Aber als er das Frühstück „mit Austern“ zu sich genom-men hatte, kehrte er wie verwandelt heim. Er ging umher, brummte Melodien aus der „Zauberflöte“ und dem „Frei-schützen“, wollte Gabriele mit Portwein traktieren und kniff die Kellnerin in die Wange. Und er, der stets mit Beben dem Augenblide entgegengesehen hatte, wo er hoch zu Roß dem Bataillon voranziehen sollte, wollte nun auf der Stelle einen Spazierritt machen, um sein Pferd zu probieren.

(Schluß folgt.)

### Sammlung für das Evang. Diaspora-Waisenhaus in Waidhofen an der Thaya, Nieder-Oesterreich innerhalb der Pfarrgemeinde Limbo.

Aus Rio Ndd a: 5 \$ Richard Weege; 2 \$ Oskar Stein, Gustav Jungton, Karl Sell, Friedrich Klemann, Wilhelm Rad-doll; 1\$300 Hermann Haß; 1 \$ August Klitzke, Adolf Sell, Wilhelm Jungton, Otto Gehner, Richard Wachholz, Hermann Marquardt I, Julius Gurstki, August Krüger, Josef Glowacki, Wilhelm Viebranz, Friedrich Teske, Hermann Stüber, Bern-hard Priebke, Albert Schumacher, Rudolf Heideder, Wilhelm Schweder, Hermann Marquardt II, Albert Brämer, Johann Wolter, Otto Voigt, Reinhold Roglin, Rudolf Dräger; 0\$800 Alfred Klemann; 0\$500 Karl Wadernagel, Ludwig Kamke, Albert Viebranz; 0\$400 Luise Sell; zus. 41\$000.

Aus dem Freiheitsbade: 10 \$ Rudolf Spieck; 2 \$ Hermann Willrich, Fritj Maus, Franz Wanske, Hermann Spieck,



Albert Schweder, Rudolf Stark, Franz Jtner, Karl Adam, Ernst Willrich, Otto Albrecht, Karl Meyer, Hermann Piske; 1 \$ Hermann Hirsching, Adolf Adam, Karl Schull, Gustav Piske, Karl Schweder, Reinhold Janke, Lehrer Heinrich, Hermann Hammermeister; 4\$800 durch Sammlung unter den Schulkindern; zus. 46\$800.

Aus Carijos: 10 \$ August Lange; 5 \$ August Bläse, Ernst Jille; 3 \$ Friedr. Koffie; 2 \$ Marfus Siewers jun., Duwe, Ernst Lange, Wilhelm Maack, Adolf Kopsch, Wilhelm Stüber; 1 \$ Franz Uria, Friedrich Hobus, Albert Hansen, Hermann Groß, Rosa Pasold, Albert Krieser, Erwin Gebhardt, Lehrer Geffert; zus. bisher 43\$000.

Aus Beneditto-Novo und S. Maria: 10\$000 Heinrich Müller; 5 \$ Reinhard Röder, Gustav Weege, Reinhard Beder, Johann Raspareit; 3 \$ Gustav Schmidt; 2 \$ Adam Delle, Reinhold Kiefer, Karl Alöhn, Arno Frommolt, Wilh. Schühe; 1 \$ Josef Wollert, Wilhelm Baade, Julius Aligte, Richard Ewald, Rudolf Aligte, Karl Müller, Hermann Be-galle, Johann Rhode, Eduard Delle, Witwe Hochsprung, Karl Köpfe; zus. bisher 54\$000.

Aus dem Sprengel Timbo: 10 \$ Dr. Bloch; 5 \$ August Adam, Luis Adam, Karl Jtner, Fritz Stren, Georg Hering, Gustav Wildert, Apotheker Bremer, Wilhelm Lunt-wih, Otto Baumeier, Fritz Lorenz, Hans Zierhold, Rudolf Roeschl, Friedrich Hammermeister; 3 \$ Wilhelm Adam, Georg Adam, Albert Jtner; 2 \$ Witwe Bertram, Julius Thurow, Albert Roglin, Richard Gellert, Karl Stren, Wilhelm Jtner; 1 \$ August Thurow, Wilhelm Dräger, Hermann Jtner; zus. bisher 99\$000.

Aus Cedro Alto: 6\$780 Kollekte; 5 \$ Richard Bayer; 2 \$ Julius Rathle sen., Otto Jtner, Wilhelm Buhle; 1 \$ Karl Bach, Friedrich Jtner, August Bolduan, Lehrer Auerbach, Friedrid, Fink, Friedrich Wallow, Julius Rathle jun., Karl Hälsner, Hermann Rnoop, Wilhelm Hordina, Karl Schinkel, Karl Mett; 0\$500 Wilhelm Hälsner, Robert Kleinschmidt; 0\$400 Adolf Rathle; zus. 31\$180.

Gesamtsumme bisher 314\$980. — Die Sammlung wird fortgesetzt. Allen Gebern herzlichen Dank.  
Parrer Krause.

### Notruf aus Lübeck.

Eingegangen sind im Kirchspiel Hammonia auf den Notruf aus der alten Hansestadt Lübeck: Von den Gästen bei der Hochzeit Ferdinand Kolm und Alice Jerekte 8 \$; von den Gästen bei der Taufe von Rudolf Franz in Hause Emmerich-Faulborn: Wilh. Pojanske 1 \$, Wilh. Ringling 1 \$, Herrn. Emmerich ps, Friedr. Mikosch 1 \$, Arthur Krambeck 1 \$, Dr. Alldinger 1 \$, Fritz Schlegel 1 \$, Alb. Franz 1 \$; zus. 8 \$. Gesamtsumme 16 \$.

Sammlung bei der Hochzeit Georg Hedler und Mathilde Blant 12\$300 und 100 Mark (vom Gründer von Neubreslau, das eigentlich Neulübeck heißen sollte).

### Für einen neuen Altarbezug haben gegeben:

3 \$ Alara Busch, Richard Currlin; 2 \$ Gertha Steinhoff, Frida Schröder, Else Eitelberg, Alice Sprengel, Martha Vol-tert, Curt Creuz, Lilly Peiter, Hermine Würges; 1 \$ Martha Ebeling, Anna Roepke, Ida Budag, Gertrud Weise, Mathilde Treffin, Gottfried Bachmann, Artur Gieseler, Ostar Mantau, Friedrich Gielow, Lilly von Czekus, Therese Scheune-mann, Mathilde Odebrecht, Anna Jahn, Edith Schaeffer, Irma Fouquet, Walter v. Czekus, Erich Hiendlmayer, Erich Stein-bach, Edgar Schaeffer, Wilhelm Willke, Herbert Brattig, Anita Altenburg, Olga Hüscher, Anna Kanitz, Alice Schneider, Agnes Pasold, Irma Hüscher, Johanna Bartsch, Gertrud Hadlich, Martha Gieseler, Clothilde Matthes, Alfred Bernhardt, Max Knoch, Karl Krummenauer, Erich Propst, Alfons Sander, Arno Kästner, August Germer, Paul Zwider; 1\$500 Elisabeth Brat-tig, Hildegard Wehmuth, Tracy Bonnemajou; 1\$200 Fritz Rothbarth; 0\$800 Adolf Moje; 0\$600 Wally Jasper, Else Koch; je 0\$500 August Werner, Wilhelm Tiefensee, Harry Brandes, Heinz Brandes, Paul Buhle, Rudolf Buhle, Adolf Heuer, Lilly Puhlmann, Marie Menchen, Lina Gubler, Mar-garete Grambow, Bruno Haut, Hermann Kranz, Leopold Rü-diger, Max Grahl, Luise Seefeld, Lilly Hadlich, Adele Had-lich; je 0\$400 Agnes Klüger, Paula Rautenberg, Agnes Naffin, Gertrud Krepsh, Gertrud Alfarth, Anna Romohl, Erwin La-

bes, Heinrich Rautenberg, Artur Klüger, Martin Rautenberg, Guldreich Laschewitz, August Tiedt, Gustav Berndt, Emilie Hein, Alwine Lingner, Martha Hertel, Karl Büll, Leopold Hart-mann; je 0\$300 Lisette Amusel, Ottilie Bode, Sophie Meier, Edith Kirsten, Erika Büll; je 0\$200 Freimund Viebranz, Al-fred Viebranz, Maria Reh, Roland Hadlich, Alwine Hadlich. Außerdem 12\$420 aus der Religionsstunde in der Blumenauer Kirche. Zusammen 99\$820.

Ich danke herzlich für alle Gaben, und bitte, auch noch weiterhin für die Ausschmückung der Kirche zu sorgen.

Pfarrer Neumann.

### Kirchennachrichten.

#### Evangelische Gemeinde Blumenau.

Freitag, 10. September, 3 Uhr nachm.: Prüfung der Kon-firmanden in Blumenau.

Sonntag, 12. Sept., 10 Uhr vorm.: Einsegnung, danach Beichte und heil. Abendm. in Blumenau.

Sonntag, 19. Sept., 10 Uhr vorm.: Gottesd. in der Garcia; 3 Uhr nachm.: Gottesd. in Rußland.

Sonntag, 3. Okt., 8 Uhr abends: Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 10. Okt., 9 1/2 Uhr Uhr: Gottesd. in Itoupava norte; 8 Uhr abends: Gottesd. in Blumenau.

Pfarrer Neumann.

#### Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 5. Sept.: Gottesd. in Rio Abda.

Sonntag, 12. Sept., 9 1/2 Uhr vorm.: Gottesd. in Carijos; danach Versammlung der künftigen Konfirmanden; 3 Uhr nachm.: Gottesd. in der Obermulde.

Sonntag, 19. Sept.: Gottesd. in Beneditto-Novo.

Sonntag, 26. Sept.: 9 Uhr vorm.: Prüfung und Einsegnung der Konfirmanden in Alto Rio do Testo; danach Heil. Abendmahl.

Sonntag, 3. Okt.: Gottesd. in Santa Maria.

Sonntag, 10. Okt.: Gottesd. in Cedro Alto.

Sonntag, 17. Okt.: Gottesd. in Timbo; 2 Uhr nachm.: Ver-sammlung r künftigen Konfirmanden.

Pfarrer Krause.

#### Evangelische Gemeinde Bommerode.

Sonntag, 12. Sept.: Gottesd. und Feier des heil. Abendm. in Benjamin Constante.

Sonntag, 19. Sept.: Gottesd. in Bommerode.

Sonntag, 26. Sept.: Gottesd. in Ribeirão Grande.

Sonntag, 3. Okt.: Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 10. Okt.: Gottesd. in Ober-Rega.

Sonntag, 17. Okt.: Gottesd. in Rio Cerro.

Pfarrer Lange.

#### Evangelische Gemeinde Badensfurt.

Sonntag, 5. Sept., 9 1/2 Uhr vorm.: Gottesd. Danach Dele-giertenversammlung in Badensfurt (P. Neumann).

Sonntag, 26. Sept., 9 Uhr vorm.: Prüfung und Einsegnung der Konfirmanden in Alto Rio do Testo; danach Beichte und heil. Abendm. (P. Krause).

Sonntag, 3. Okt., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Badensfurt; 3 Uhr nachm.: Gottesd. in Itoupavazinha (P. Neumann).

Sonntag, 10. Okt., 3 Uhr nachm.: Gottesd. in Fortaleza (P. Neumann).

Pfarrer Neumann.

#### Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 5. Sept.: Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 12. Sept.: Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 19. Sept.: Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 26. Sept.: Gottesd. in Brusque.

Pfarrer Bornfleth.

#### Evangelische Gemeinden São Bento und Humboldt.

Sonntag, 12. Sept.: Gottesd. in Campo Megre.

Sonntag, 19. Sept.: Gottesd. in Humboldt.

Sonntag, 26. Sept.: Gottesd. in S. Bento.

Sonntag, 3. Okt.: Gottesd. in der Serrasträße, Km. 82.

Sonntag, 10. Okt.: Gottesd. in Humboldt.

Sonntag, 17. Oktober, Gottesd. in S. Bento.

Sonntag, 24. Okt.: Gottesd. in der Serrasträße, Km. 82.

In S. Bento findet jeden Montag von 2—3 Uhr und in der Serrasträße jeden Donnerstag von 12—1 Uhr Religions-unterricht statt.

Pfarrer Ortman.